

Siri Granum Carson, Jonathan Knowles,  
Bjørn K. Myskja (eds.)

# Kant: Here, Now, and How

Essays in honour of Truls Wyller

mentis  
PADERBORN

Geert Keil

## ICH BIN JETZT HIER – ABER WO IST DAS?

### 1. WO BIN ICH?

Menschen verfügen über ein komplexes Vermögen der Selbstlokalisierung in Raum und Zeit. Seine eigene Position festzustellen kann in verschiedenen Kontexten Verschiedenes bedeuten. Nicht jedes unsere raumzeitliche Lokalisierung und Orientierung betreffende Problem ist philosophischer Natur. Fragen wie »Wo ist Norden?«, »Wie weit ist es nach Hause?« oder »In welcher Richtung liegt das Ziel?« sind lebensweltliche und gegebenenfalls navigatorische Fragen. Die kognitiven Mechanismen und Fähigkeiten zu untersuchen, die unseren Lokalisierungs- und Orientierungsleistungen zugrunde liegen, ist eine Aufgabe für die Kognitionswissenschaften. Die Untersuchung der Grundlagen unserer Orientierungsfähigkeit wirft aber auch begriffliche Fragen auf, und diese zu klären ist eine philosophische Aufgabe. Wichtige Beiträge dazu haben Kant, Husserl, Strawson, Tugendhat und Gareth Evans geleistet. Truls Wyller steht in dieser Reihe und hat wie kein anderer den transzendentalphilosophischen Gehalt von Lokalisierungs- und Orientierungsfragen herausgearbeitet.<sup>1</sup> Gegen naturalistische Verkürzungen hat er mit großer Beharrlichkeit dafür argumentiert, dass das Vermögen, seine eigene Position in Raum und Zeit zu bestimmen, Implikationen hat, die die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung betreffen.<sup>2</sup>

Die folgende Skizze ist ungleich bescheidener angelegt. Ich werde wenig mehr tun, als wesentliche Einsichten der Literatur zur raumzeitlichen Selbstlokalisierung zusammenzutragen, wobei ich einige Akzente anders setze als Wyller. Insbesondere werde ich versuchen, so weit wie möglich ohne Transzendentalen Idealismus auskommen. Im Zentrum meiner Skizze steht das klärungsbedürftige Verhältnis

---

<sup>1</sup> Einen terminologischen Unterschied zwischen Selbstlokalisierung und Orientierung mache ich in diesem Beitrag nicht. »Sich orientieren« bedeutet wörtlich »sich zur aufgehenden Sonne hin ausrichten« (lat. *oriens sol*). Sich zu orientieren heißt oft einfach, seinen aktuellen Standort festzustellen. Man kann sagen, dass der Begriff der Orientierung ein *Verfahren* der Selbstlokalisierung andeutet, insofern die Feststellung des eigenen Standorts typischerweise die Bestimmung der Richtung erfordert, in der sich andere Objekte befinden.

<sup>2</sup> Vgl. Wyller 1994, 1995 und 2010.

zwischen indexikalischen und nichtindexikalischen Orts- und Zeitbestimmungen sowie den zugehörigen Lokalisierungsverfahren.

## 2. KANT UND DER NULLPUNKT DER ORIENTIERUNG

Die genannten Philosophen haben alle den Umstand herausgestellt, dass die *Indexikalität* des menschlichen Weltbezuges für die Fähigkeit der Selbstlokalisierung eine zentrale Rolle spielt. Indexikalität ist ein Hybridphänomen von Sprache, Wahrnehmung und Handlung. Indikatorwörter wie »ich«, »jetzt« und »hier« sind Sprachzeichen, aber zu dem, was sie ihre semantische und kommunikative Funktion erfüllen lässt, gehören Wahrnehmungen und Handlungen. Bei den *hinweisabhängigen* Indikatoren, also den Demonstrativa, liegt das auf der Hand, denn sie erfordern die Ausführung und die Wahrnehmung von Zeigegesten.<sup>3</sup> Bei den *reinen* Indikatoren ist nur der Hörer auf Wahrnehmung angewiesen. Er muss den Sprecher und seine Position identifizieren können, um den jeweiligen Bezug von »ich«, »hier« und »jetzt« feststellen zu können.

Raumzeitliche Bezugssysteme erfordern einen Nullpunkt. Bei Koordinatensystemen wird der Nullpunkt konventionell festgelegt, bei indexikalischen (»egozentrischen«) Bezugssystemen wird er durch die Position des Subjekts automatisch mitgeliefert. Was das klärungsbedürftige Verhältnis zwischen indexikalischen und nichtindexikalischen Lokalisierungsverfahren betrifft, so findet sich in Kants vor-kritischer Schrift »Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden in Raume« folgende Bemerkung:

In dem körperlichen Raume lassen sich wegen seiner drei Abmessungen drei Flächen denken, die einander insgesamt rechtwinklicht schneiden. Da wir alles, was außer uns ist, durch die Sinnen nur insoferne kennen, als es in Beziehung auf uns selbst stehet, so ist kein Wunder, daß wir von dem Verhältnis dieser Durchschnittsflächen zu unserem Körper den ersten Grund hernehmen, den Begriff der Gegenden im Raume zu erzeugen.<sup>4</sup>

Mit den »Gegenden im Raume« meint Kant die Lagebezeichnungen »oben« und »unten«, »vorn« und »hinten« sowie »rechts« und links«. Seine Behauptung lautet,

<sup>3</sup> *Hinweisabhängige* Indikatoren nenne ich solche, die der Sprecher nur erfolgreich zur Bezugnahme einsetzen kann, indem er die Äußerung mit einer Zeigegeste begleitet. »Zeigegeste« ist hier in einem weiten Sinne verstanden, der funktionale Äquivalente wie die von anderen wahrnehmbare Blickrichtung des Sprechers einschließt. »Ich«, »hier« und »jetzt« sind *reine* Indikatoren, bei denen eine Zeigegeste nicht mehr nötig ist. Sie ist, wie man sagen könnte, zur Verwendungsregel geronnen, im Falle von »jetzt« zu der Regel: »Mit »jetzt« bezieht sich der Sprecher auf den Zeitpunkt seiner Äußerung«.

<sup>4</sup> Kant 1768, 995.

dass eine Person zur Unterscheidung dieser Gegenden allein dadurch in der Lage ist, dass sie von der Position ihres eigenen Körpers ausgeht, der sich im Schnittpunkt dreier Flächen oder Achsen befindet. Modern ausgedrückt: Jeder von uns konstruiert um den Nullpunkt des eigenen Körpers herum einen egozentrischen Orientierungsraum. Bei Husserl liest sich der Gedanke so:

Der Leib nun hat für sein Ich die einzigartige Auszeichnung, daß er den *Nullpunkt* all dieser Orientierungen in sich trägt. [...] So besitzen alle Dinge der Umwelt ihre Orientierung zum Leibe, wie denn alle Ausdrücke der Orientierung diese Beziehung mit sich führen. Das »Fern« ist fern von mir, von meinem Leibe, das »Rechts« weist auf meine rechte Leibesseite, etwa die rechte Hand zurück etc.<sup>5</sup>

Husserl spricht im Unterschied zu Kant in der Ersten Person Singular. Kants Verwendung der Ersten Person Plural ist etwas irreführend, denn in dem besagten Schnittpunkt der drei Raumachsen kann sich ja immer nur einer von uns befinden. Der Plural ist ein ernstes Hindernis für die volle Würdigung des egozentrischen Charakters des indexikalischen Weltbezugs. Jeder von uns steht an einem anderen Ort, und während es nur einen objektiven Raum gibt, scheint es viele egozentrische Räume zu geben. Die Rede von Räumen im Plural ist auch nach Kant klärungsbedürftig, denn »wenn man von vielen Räumen redet, so versteht man darunter nur Teile eines und desselben alleinigen Raumes«. Die egozentrischen Räume können indes nicht als *Teile* des einen objektiven Raumes aufgefasst werden. Menschen teilen denselben Raum nicht in dem Sinne, dass ihre jeweiligen egozentrischen Räume nebeneinander lägen und sich zum objektiven Raum zusammenfügen ließen. Wenn das Wort »Raum« in »egozentrischer Raum« denselben Sinn haben soll wie in nichtindexikalischen Kontexten, muss »egozentrischer Raum« als elliptisch für einen *in einem egozentrischen Vokabular spezifizierten* Raum aufgefasst werden.<sup>7</sup>

Kant gibt auch den Grund an, auf dem die indexikalische Relativierung der Lagebezeichnungen beruht: Wir kennen »alles, was außer uns ist, durch die Sinnen nur insoferne [...], als es in Beziehung auf uns selbst stehet«. Dies ist eine starke These über die Natur der empirischen Erkenntnis. Wir haben nach Kant sinnliche Erfahrung von Gegenständen nur, insofern diese »in Beziehung auf uns selbst« stehen. Die These lässt sich plausibilisieren: Wenn ich beispielsweise einen Stuhl sehe, dann sehe ich ihn *eo ipso* an einer bestimmten Stelle, und das heißt: in einer bestimmten Richtung und in einem bestimmten Abstand von mir selbst. Ich erwerbe durch Hinsehen die indexikalische Überzeugung, in welcher Richtung

<sup>5</sup> Husserl 1952, 158.

<sup>6</sup> Kant, KrV B 39/A 25.

<sup>7</sup> »Notice that when I speak of information »specifying a position in egocentric space«, I am talking not of information about a special kind of space, but of a special kind of information about space – information whose content is specifiable in an egocentric spatial vocabulary.« (Evans 1982, 157)

und in welchem Abstand zu mir sich der Gegenstand befindet. Nur weil die Überzeugung indexikalisch ist, kann ich sie auch in Handlungszusammenhängen verwenden.<sup>8</sup>

Kants besonderes Interesse gilt der Rechts-links-Unterscheidung, von der er zwei Jahre später in seiner Dissertation sagt, dass sie »durch keinen Scharfsinn diskursiv beschrieben oder auf Verstandesmerkmale zurückgeführt werden« kann.<sup>9</sup> Die Ausdrücke »rechts« und »links« lassen sich nämlich nicht durch nichtindexikalische Ausdrücke definieren.<sup>10</sup> Dies zeigt das Phänomen der »inkongruenten Gegenstände« – so nannte Kant Paare spiegelsymmetrischer Gebilde, die allein durch ihren Drehsinn unterschieden sind wie eine rechte und eine linke Hand oder eine Schraube mit Rechts- und eine mit Linksgewinde. Inkongruente Gegenstände lassen sich im Raum durch keine Art von Drehung oder Verschiebung zur Deckung bringen. Sie können nicht durch dieselbe Oberfläche in drei Dimensionen eingeschlossen werden. Wir erfahren diese Unmöglichkeit, wenn wir einen rechten Handschuh auf die linke Hand ziehen wollen. Es geht einfach nicht, »man mag [es] drehen, wie man will«, wie Kant mit der treffendsten Wendung sagt, die einem hierzu einfallen kann.<sup>11</sup>

Kant war der Auffassung, dass das Phänomen der inkongruenten Gegenstände die relationale Raumauffassung Leibnizens zum Scheitern bringt. Im Unterschied zur absoluten Auffassung Newtons erhält nach Leibniz der Raum seine Realität erst dadurch, dass er von Körpern erfüllt ist, die in räumlichen Beziehungen zueinander stehen. Der Raum lässt sich dann als Abstraktion von der Gesamtheit der Lageverhältnisse der Körper untereinander auffassen. Inkongruente Gegenstände wie eine rechte und eine linke Hand können aber, wie Kant gegen Leibniz einwendet, auf relationale Weise nicht unterschieden werden, da sowohl die räumlichen Relationen der Teile der einzelnen Hand zueinander als auch die Relationen der beiden Hände zueinander spiegelbildlich gleich sind. Leibniz könnte nicht nur nicht sagen, welches die linke und welches die rechte ist, er müsste in Anwendung seines Indisernibilenprinzips sogar leugnen, dass es sich überhaupt um zwei Hände handelt. Die Einsicht, dass die Rechts-links-Unterscheidung »durch keinen Scharfsinn diskursiv beschrieben [...] werden« werden kann, war für Kant ein entscheidendes Motiv dafür, den Raum fortan als Form der Anschauung und die

<sup>8</sup> »If, for example, I see an apple before me, pick it up and eat it, the complex movements that result in getting the apple into my mouth are based on what I learned from perception, that is the distance and direction of the apple from me.« (Perry 1988, 86)

<sup>9</sup> Kant 1770, 59.

<sup>10</sup> Darum ist es auch so schwer, Kindern die Rechts-links-Unterscheidung beizubringen. Der Volksmund liebt zirkuläre Bestimmungen wie: »Rechts ist da, wo der Daumen links ist«, die auch bei wohlwollender Betrachtung nicht als Eselsbrücke durchgehen können.

<sup>11</sup> Kant 1768, 995.

Anschauung als ein individuierendes Vermögen aufzufassen. Dies war ein Bruch sowohl mit Leibnizens Auffassung der Individuation von Einzeldingen über ihren »vollständigen Begriff« als auch mit Newtons substantialistischem Raumbegriff. 1768 gibt Kant noch Newton gegen Leibniz Recht, doch schon in der Dissertation von 1770 vertritt er eine Auffassung von Raum und Zeit, die der Darstellung in der Transzendentalen Ästhetik der ersten *Kritik* entspricht.

Einen Gegenstand zu individuieren heißt, ihn als einzelnen herauszugreifen und von allen anderen zu unterscheiden. Dafür braucht man ein Individuationsprinzip, und Kant erkennt anhand des Phänomens der inkongruenten Gegenstände, dass deskriptive Kennzeichnungen zur Formulierung eines *principium individuationis* für materielle Einzeldinge nicht ausreichen. (»Deskriptiv« gebrauche ich hier als Gegenbegriff zu »indexikalisch«: Eine deskriptive Kennzeichnung ist eine, die keine Indikatoren enthält.) Zwei spiegelbildliche Hände sind zwei numerisch verschiedene Einzeldinge, aber erst die Anschauung kann das Vermöge ihres indexikalischen Charakters erweisen. Die eine Hand ist an meiner rechten Seite, die andere an meiner linken. Kants Lehre von den zwei Stämmen der Erkenntnis, Sinnlichkeit und Verstand, wird unmittelbar plausibel, wenn man sie auf das Individuationsproblem bezieht. Der diskursive Verstand reicht nicht aus, um Einzeldinge zu individuieren, er kommt nur bis zum begrifflichen Typus. Es muss die Anschauung hinzukommen, die numerisch verschiedene Einzeldinge auf indexikalische Weise individuiert. Mehrere Dinge mögen – was Leibniz leugnete – dieselben deskriptiv erfassbaren Eigenschaften haben, aber nur *dieser* Stuhl kann *jetzt dort* sein, also sich in *dieser* Richtung und *jenem* Abstand zu meinem Körper befinden.

### 3. INDEXIKALISCHE UND NICHTINDEXIKALISCHE LOKALISIERUNG

Nur wenige Philosophen außer Leibniz bestreiten, dass zur Individuation von Einzeldingen raumzeitliche Bestimmungen erforderlich sind. Ungleich umstrittener ist die Behauptung, dass es sich um indexikalische handeln muss. Schließlich stehen auch nichtindexikalische Raum- und Zeitangaben zur Verfügung. Der Umstand, dass nicht zwei Dinge zugleich am selben Ort sein können, spricht für ein raumzeitliches Individuationsprinzip, nicht schon für ein indexikalisches. Ein Gegenstand lässt sich auch durch nichtindexikalische Raum- und Zeitangaben so bestimmen, dass die Angaben auf ihn und auf keinen anderen zutreffen. Das Standardverfahren dafür ist die Ersetzung der Indikatoren durch objektive Koordinatenangaben. Dazu Russell: »One of the aims of both science and common sense is to replace the shifting subjectivity of egocentric particulars by neutral public terms. ›I‹ is replaced by my name, ›here‹ by latitude and longitude, and ›now‹ by

date.«<sup>12</sup> Durch diese Ersetzung wird ein Satz »äternalisiert« (Quine), nämlich in einen ewigen Satz umgeformt, mit dem jedermann jederzeit etwas Wahres sagen kann.<sup>13</sup> Auch Husserl hat in den *Logischen Untersuchungen* die Ersetzbarkeitsthese vertreten, die er allerdings später zurücknahm, im Unterschied zu Quine.

Husserl, Russell und Quine haben sich mit der Ersetzbarkeitsthese nicht durchgesetzt. In der jüngeren Debatte hat vielmehr die von John Perry ausgearbeitete Auffassung Oberhand gewonnen, dass indexikalischer Inhalt nicht verlustfrei durch deskriptive Kennzeichnungen ausdrückbar ist. Zu unterscheiden sind hier semantische und kognitive Äquivalenz. In dieser Skizze geht es um die Fähigkeit, seinen eigenen Ort in Raum und Zeit zu bestimmen, mithin um eine kognitive Frage. Hinsichtlich des Äquivalenzproblems werde ich mich an eine von Truls Wyller vertretene These anlehnen, die Gedanken von Strawson, Evans und Tugendhat zuspitzt. Die These lautet: Die Einsicht in die *Nichtersetzbarkeit* der Indikatoren greift noch zu kurz. Es lässt sich darüber hinaus zeigen, dass jede Lokalisierung, auch die vermeintlich objektive durch Koordinatenangaben, eine versteckte indexikalische Komponente enthält.

Ich illustriere die These mithilfe einer fiktiven Geschichte. Wittgenstein schrieb in seinem letzten Lebensjahr über Erkenntnistheorie. Als ein Beispiel für eine unbezweifelbare Gewissheit gibt er an, dass kein Mensch jemals auf dem Mond war. Als studierter Luftfahrtgenieur hatte er gute Gründe für diese Gewissheit:

Nicht nur ist uns so etwas nie im Ernst von vernünftigen Leuten berichtet worden, unser ganzes System der Physik verbietet uns, es zu glauben. Denn diese verlangt Antworten auf die Fragen: ›Wie hat er die Schwerkraft überwunden?‹, ›Wie konnte er ohne Atmosphäre leben?‹ und tausend andere, die nicht zu beantworten wären.<sup>14</sup>

Die Begründung lässt erkennen, dass Wittgenstein die Mondfahrt auch in absehbarer Zukunft für unmöglich hielt. Kurz nachdem er dies 1951 niederschrieb, starb Wittgenstein. Nehmen wir an, er sei statt dessen nur in einen tiefen Schlaf gefallen, aus dem er 20 Jahre später erwachte – wie die Figur Rip van Winkle in der Kurzgeschichte von Washington Irving. Wittgenstein wacht also 1971 wieder auf, nimmt ein Buch zur Hand und muss dort lesen: »1969: Neil Armstrong betritt den Mond«. Er ärgert sich über diese Absurdität, die er für eine Voraussage halten muss. Der Satz steht im historischen Präsens des Lexikonstils, Wittgenstein versteht ihn hingegen als futurisch gebrauchtes Präsens. Er wirft das Buch in die Ecke; bekanntlich war er leicht reizbar.

Die Jahreszahl »1969« ist eine nichtindexikalische Zeitangabe. Das zugehörige Koordinatensystem hat einen Nullpunkt, Christi Geburt. Wittgenstein weiß als

<sup>12</sup> Russell 1948, 101.

<sup>13</sup> Vgl. Quine 1960, 194. Quine sieht in der Verbannung der Indikatoren aus der Sprache der Wissenschaft keinen Verlust. Er ist der Auffassung, dass alle Wahrheiten sich in ewigen Sätzen ausdrücken lassen (ebd., 227): »[E]ternal sentences [...] are the repository of truth itself, and so of all science«.

<sup>14</sup> Wittgenstein, *ÜG* § 108.

kompetenter Sprecher, dass man sich mit »1969« auf das Jahr bezieht, das 1969 Jahre später als das Geburtsjahr Christi liegt.<sup>15</sup> Der Ausdruck »später als« gehört McTaggarts B-Reihe der Zeitbestimmungen an, nicht der indexikalischen A-Reihe, die die Bestimmungen »vergangen«, »gegenwärtig« und »zukünftig« enthält. Wann aber in der A-Reihe fand diese Geburt statt? Wittgenstein wähnt sich im Jahr 1951 und denkt also: vor 1951 Jahren. Dies ist eine indexikalische Zeitangabe, in diesem Fall eine falsche. Wittgenstein täuscht sich über seine eigene Zeitposition und hält deshalb das, was er da lesen muss, für eine Voraussage. Der Text enthält eine »objektive«, nichtindexikalische Zeitangabe, die Wittgenstein aber falsch auswertet, weil er den eigenen Abstand zum konventionellen Nullpunkt des benutzten Koordinatensystems nicht kennt.

Die Geschichte zeigt, dass die einfache Gegenüberstellung von objektiven Koordinatenangaben und indexikalischen Zeit- und Ortsangaben trügerisch ist. Der Gebrauch von Koordinatensystemen hängt nämlich »entscheidend davon ab, daß wir unseren eigenen Platz in ihnen kennen«<sup>16</sup> Wyllers Fazit zum Verhältnis der Lokalisierungsverfahren ist noch pointierter: »Eine objektive Lokalisation kann man zwar so definieren, daß sie durch einen Satz ausgedrückt wird, der keinen Indikator enthält«, tatsächlich aber enthalten »alle objektiv lokalisierenden Sätze versteckte Indikatoren«.<sup>17</sup> Und der Grund ist eben, dass das Verständnis einer Koordinatenangabe voraussetzt, dass der konventionelle Nullpunkt des Koordinatensystems zum jeweils eigenen Standort in Beziehung gesetzt werden kann. Diese Voraussetzung wird leicht übersehen. Objektivisten bezüglich der raumzeitlichen Lokalisierung geben schnell zu, dass Koordinatenangaben auf einen Nullpunkt verweisen. Das sei aber nicht weiter problematisch, da man diesen konventionell auszeichnen könne. Doch der Verweis auf die Konvention hat einen blinden Fleck: Das Wissen, das man für ein Verständnis der Jahresangabe »1969« braucht, ist nicht nur ein geteiltes Wissen von einem konventionellen Fixpunkt, vielmehr schließt es indexikalisches Wissen von unserem jeweiligen Abstand zu diesem Punkt ein. Es handelt sich um ein im Normalfall unthematisch mitlaufendes Wissen. Man muss zu Rip-van-Winkle-Szenarien greifen, um es explizit zu machen.

Ein Objektivist könnte einwenden, dass das Verständnis einer Koordinatenangabe ja nicht erfordere, dass man etwas mit ihr anfangen kann. Ob dieser Einwand berechtigt ist, hängt davon ab, was mit »Verständnis« gemeint ist. Die Wahrheitsbedingung des Satzes »Im Jahre 1969 betritt Neil Armstrong den Mond« lässt sich freilich auf nichtindexikalische Weise angeben, wenn man das Verb »betritt«

<sup>15</sup> Die zusätzliche Differenz von vier Jahren, die die Bibelforschung ermittelt zu haben meint, können wir auf sich beruhen lassen. Die Konvention hinsichtlich des Nullpunktes funktioniert auch, wenn sie der historischen Wahrheit nicht entspricht.

<sup>16</sup> Strawson 1959/1972, 30.

<sup>17</sup> Wyller 1994, 129. Vgl. auch Evans 1982, 265.

atemporal auffasst. Darüber, ob die Kenntnis einer tempusfrei formulierten Wahrheitsbedingung zum Verständnis des ursprünglichen Satzes ausreicht, lässt sich trefflich streiten, denn das Deutsche ist keine tempusfreie Sprache. Ein zeitloses Präsens nutzt sie nur zum Ausdruck zeitloser Sachverhalte wie in »Sieben ist eine Primzahl«. Was am atemporal aufgefassten Armstrong-Satz verstanden würde, wäre also nicht der propositionale Gehalt des deutschen Satzes. Die Tempusformen der Verben sind indexikalische Ausdrücke, und während der sprachliche Sinn (Kaplans »character«) eines indexikalischen Ausdrucks nicht mit dem jeweiligen Kontext schwankt, ändern sich dessen Bezugsgegenstand und die jeweils ausgedrückte Proposition mit Sprecher, Zeit und Ort und möglicherweise noch mit einigen Nichtstandardparametern.

Da aber aktuell die Fähigkeit der Selbstlokalisierung zur Debatte steht und damit die kognitive Äquivalenz, müssen wir die semantische Frage nicht weiter verfolgen. Offenkundig reicht es zur informativen Bestimmung des eigenen Standpunkt nicht aus, den sprachlichen Sinn der Worte »Christi Geburt« oder »das Jahr Null« zu kennen, also den konventionellen Nullpunkt des zeitlichen Koordinatensystems bezeichnen zu können. Wyllers These, dass die »objektive, perspektivenüberschreitende raumzeitliche Lokalisation [...] selber rein *indexikalischer* Natur« ist,<sup>18</sup> möchte ich etwas vorsichtiger formulieren und den entscheidenden Punkt so ausdrücken: Indexikalität kommt bei der Lokalisierung durch Koordinaten eines konventionellen Koordinatensystems dort ins Spiel, wo die Frage aufkommt, *warum die Konvention funktioniert*. Mit dem »Funktionieren« einer Konvention ist gemeint, dass ihre Kenntnis es den Sprechern ermöglicht, sich im Reden, Wahrnehmen und Handeln auf dieselben Punkte und Gegenstände zu beziehen.

Erforderlich ist dafür ein *praktisches* Verständnis der Koordinatenangabe, für das – wie von Perry beschrieben – die handlungsleitende Rolle der beste Testfall ist. Nehmen wir an, ich möchte meinen Urlaub auf Sansibar verbringen. Ich suche im Atlas nach dem Schriftzug »Sansibar« und lese am Seitenrand die Koordinaten ab. Dann weiß ich mehr als zuvor. Ich weiß aber noch nicht, in welche Richtung ich mich in Bewegung setzen muss und wie weit. Das erforderliche Wissen besteht nicht in der Kenntnis der Ortskoordinaten von Sansibar. Es besteht aber auch nicht im Verfügen über den egozentrischen Nullpunkt der Orientierung. Wenn ich nur zwei Dinge weiß, nämlich die Koordinaten von Sansibar und dass ich jetzt hier bin, weiß ich noch nicht, in welche Richtung ich reisen muss und wie weit. Es muss ein zusätzliches Wissen oder eine zusätzliche Fähigkeit im Spiel sein.

Wyller ist die Klarstellung wichtig, dass es sich bei der Ortsbestimmung nicht um ein zweistufiges Verfahren handelt, bei dem eine abgeschlossene vermeintlich objektive Lokalisierung mit einer indexikalischen korreliert würde: »we do not

<sup>18</sup> Wyller 1995, 565.

first understand a purely objective localisation which we then correlate to indexical positions. It is only through its integration into the indexical system of subjective positions that what appears to be purely objective localisation acquires the status of *localisation*.«<sup>19</sup>

#### 4. TERRESTRISCHE NAVIGATION IN KÜSTENGEWÄSSERN

Ein klassischer Fall des Problems der Selbstlokalisierung ist die nautische Navigation. Um die eigene aktuelle Position zu ermitteln, peilt man beim terrestrischen Navigieren in Küstengewässern mit dem Kompass verschiedene sichtbare Landmarken an, liest auf der Kompassrose den Grad ab und trägt die entsprechenden Richtungspfeile (»Standlinien«) in die Seekarte ein. Hat man die Striche lang genug gezeichnet, schneiden sie einander – idealerweise in einem Winkel von annähernd 90 Grad, aber leider kann man sich die Position der Landmarken nicht aussuchen. Zwei Peilungen ergeben einen Schnittpunkt (»Kreuzpeilung«), drei Peilungen meist ein kleines Dreieck. Der Schnittpunkt suggeriert eine exaktere Positionsbestimmung als das Dreieck, aber das täuscht. Das Dreieck nennt man auch das »Fehlerdreieck«.

Die eigene Position bestimmt man also, indem man ihre relative Position zu anderen Punkten ermittelt, deren »absolute« Position aus der Seekarte bekannt ist. Die Richtungen, die ich beim Kreuzpeilen ermittle, sind Richtungen von meiner eigenen Position aus, die mir selbst noch unbekannt ist.

Die Orientierung an äußeren Marken funktioniert natürlich nur für Fixpunkte. Hält man bewegliche Punkte fälschlich für Fixpunkte, kommt es zur Lokalisierung nach Schildbürgerart. In der bekannten Geschichte machen die Schildbürger eine Kerbe in die Bordwand ihres Bootes, um denjenigen Ort zu markieren, an dem sie die Glocke im See versenken. Beim Versuch, die Glocke wiederzufinden, behandeln sie diesen beweglichen Punkt als Fixpunkt. Völlig abwegig ist das nicht, schließlich verändert die Kerbe ihren Ort in der Bordwand nicht. Auch ihre indexikalisch bezeichnete Position bleibt durchaus dieselbe: Wenn ich *hier* eine Kerbe in die Bordwand mache, kann ich sicher sein, dass die Kerbe das nächste Mal, wenn ich danach suche, wieder *hier* ist. Blind vertraut haben die Schildbürger ihrem Verfahren des Wiederfindens offenbar nicht: Hätten sie allen Ernstes das Boot und nicht den See als Bezugssystem aufgefasst, hätten sie es nicht einmal zu Wasser lassen müssen. – Lokalisierung nach Schildbürgerart ist unterhaltsam, aber nicht erfolgversprechend.

Nun sind die beim terrestrischen Navigieren benutzten Landmarken nur in einem bestimmten, geographischen Sinn Fixpunkte. Sobald sie in Koordinaten-

<sup>19</sup> Wyller 2010, 76.

systemen repräsentiert werden, ist ihre angegebene Position auf den Nullpunkt des verwendeten Koordinatensystems bezogen. Wie der *Abgleich* des konventionellen Nullpunkts eines Koordinatensystems mit dem egozentrischen Nullpunkt der Orientierung genau funktioniert und welche Art von Wissen dabei involviert ist, bedarf noch der weiteren Klärung.

### 5. DER ABGLEICH DES EGOZENTRISCHEN NULLPUNKTS MIT DEM KONVENTIONELLEN: EIN ZIRKELPROBLEM?

Den Nullpunkt der Orientierung trägt jeder von uns in Form des immerwahren Urteils »Ich bin jetzt hier« mit sich herum. Indes ist, wer seinen Aufenthaltsort nur mit »hier« bezeichnen kann, nicht allzu gut orientiert. Sich in Raum und Zeit orientieren zu können ist eine Fähigkeit, die über die sprachliche Fähigkeit zur indexikalischen Bezeichnung des eigenen Standorts hinausgeht. Wäre es anders, so wäre kein kompetenter Sprecher jemals desorientiert. Dass jemand »nicht weiß, wo er ist«, bedeutet normalerweise, dass er seinen Standort nicht in ein Verhältnis zu anderen, ihm bekannten Dingen und Orten setzen kann.

Für eine informative Positionsbestimmung muss irgendeine Vermittlung von objektiven und von indexikalischen Orts- und Zeitangaben stattfinden. Diese Vermittlung kann nicht in einer bloßen Ersetzung der Indikatoren durch Koordinaten bestehen, denn die Frage ist gerade, aufgrund welchen Wissens man zwischen beiden Arten von Angaben wechseln kann. Es sind zwei Bezugssysteme im Spiel, ein egozentrisches und ein konventionelles, und die Fähigkeit der Selbstlokalisierung muss die Fähigkeit einschließen, diese beiden Systeme miteinander zu korrelieren.

Sansibar ist für mich nur auffindbar, wenn ich die Richtung und den Abstand zu meinem eigenen Standort kenne. Dasselbe gilt für das Auffinden des konventionellen Nullpunkts eines räumlichen oder zeitlichen Koordinatensystems. Die Kenntnis des Namens oder einer Beschreibung des Gegenstands oder Ereignisses, das diesen Ort oder diese Zeitstelle markiert, gibt mir keinen Anhaltspunkt, in welcher Richtung und wie weit entfernt von »hier« das ist. Ich müsste meinen eigenen Standort nicht nur indexikalisch als »hier« bestimmen können, sondern auch nichtindexikalisch. Wenn ich alle möglichen Ziel- oder Referenzpunkte nicht-indexikalisch spezifizieren kann, meinen eigenen Standort aber nur indexikalisch (»jetzt hier«), dann bleibe ich orientierungslos. Das Problem hat die Form eines methodischen Zirkels: In welche Richtung man sich in Bewegung setzen muss, kann man nur wissen, wenn man schon weiß, wo man ist. Das Wissen, wo man ist, scheint hingegen relationales Wissen davon zu sein, wie der eigene Standort zu anderen Punkten liegt.

Praktisch lässt sich das Problem der Bestimmung der eigenen Position offenbar lösen, wie das Verfahren der Kreuzpeilung zeigt. Der Seefahrer wendet ein funk-

tionierendes Verfahren an, das aus begründungstheoretischer Sicht zirkulär ist. Tugendhat beschreibt den Zirkel so: »[M]an muß wissen, wo man sich befindet, um sich orientieren zu können. Zu wissen, wo sich der subjektive Koordinaten-nullpunkt relativ zum objektiven befindet, ist natürlich dasselbe wie zu wissen, wo sich der objektive relativ zum subjektiven befindet.«<sup>20</sup> Wenn beide Punkte nur relativ zueinander bestimmt sind, ist nicht zu sehen, welche Rolle das Verfügen über einen egozentrischen Nullpunkt der Orientierung bei der Auflösung dieses methodischen Zirkels spielen sollte. Ich erinnere daran, dass in Kants Aufsatz zum »ersten Grund des Unterschiedes der Gegenden im Raume« das indexikalische Moment gerade dem relationalen gegenübergestellt wird. Kant meinte, mit seiner Einsicht in die nichtbegriffliche Natur der Rechts-links-Unterscheidung eine Unzulänglichkeit von Leibnizens relationaler Auffassung des Raumes entdeckt zu haben. Die Herausforderung besteht aber darin, die indexikalischen Voraussetzungen unserer Orientierungsfähigkeit mit dem, was an der relationalen Auffassung richtig ist, zu versöhnen.

### 6. RAUMZEITLICHE, KAUSALE UND INTENTIONALE BEZIEHUNGEN

Um den egozentrischen Nullpunkt der Orientierung in ein konventionelles Koordinatensystem einzutragen, sind zusätzliche Fähigkeiten erforderlich, nämlich Wahrnehmungs- und Handlungsfähigkeiten. Wir müssen wahrnehmend und handelnd in kausalen und intentionalen Kontakt mit Gegenständen und Ereignissen unserer Umgebung treten können. In der Wahrnehmung beziehen wir uns nicht auf Raumzeitstellen selbst, denn für diese haben wir keine Sinnesorgane. Die leere Zeit und der leere Raum können nicht angeschaut werden (Kant); in der Wahrnehmung beziehen wir uns auf *Inhalte* von Raumzeitstellen. Auch das geographische Koordinatensystem der Längen- und Breitengrade spielt in den meisten lebensweltlichen Orientierungssituationen keine Rolle. Meist sind genügend Gegenstände und Ereignisse in unserer Umgebung vorhanden, die wir in räumlicher Anordnung zueinander und in zeitlicher Abfolge wahrnehmen. Die eigene zeitliche Position des Wahrnehmenden geht in die Wahrnehmungsbeziehung auch ein, denn Wahrnehmung beruht selbst auf einer Relation der Gleichzeitigkeit: Das Wahrnehmungsereignis oder -erlebnis ist mit dem wahrgenommenen Ereignis gleichzeitig.

Die Rolle der Wahrnehmungen und Handlungen für die Selbstlokalisierung hat eine anticartesianische Pointe. Die Aufgabe, den eigenen Ort zu bestimmen, stellt sich nur für Wesen, die selbst in der Raumzeit sind, und nur für solche ist

<sup>20</sup> Tugendhat 1976, 437f.

sie auch lösbar. In Raum und Zeit orientieren müssen und können wir uns, weil wir keine körperlosen cartesianische Subjekte sind. Dabei befinden wir uns nicht an raumzeitlichen *Punkten*, sondern füllen ausgedehnte *Gebiete* aus. Die Rede davon, dass jeder von uns den Nullpunkt eines egozentrischen Raumes markiert, ließe ja die Möglichkeit offen, dass wir »at most geometrically in the world« sind.<sup>21</sup> Wir müssen aber ausgedehnte Gebiete einnehmen, damit es kausale und intentionale Relationen zwischen uns und anderen Dingen und Ereignissen geben kann. An ausdehnungslosen Punkten in der Raumzeit kann sich nichts aufhalten, das in kausalen und intentionalen Relationen zu anderen Dingen stehen könnte. Jede Person ist, wie unter anderem Evans, Strawson und Cassam betont haben, nicht bloß ein punktuellles Zentrum ihres egozentrischen Raumes, sondern ein materielles Ding unter anderen materiellen Dingen. Jeder von uns

must have the idea of himself as one object among others; and he must think of the relations between himself and objects he can see and act upon of exactly the same kind as those he can see between pairs of objects he observes. This means that he must be able to impose the objective way of thinking upon egocentric space.<sup>22</sup>

Dass wir »objects among others« sind, schließt nicht nur aus, dass wir ausdehnungslose *res cogitantes* sind, es erzeugt auch ein ontologisches Problem, welches in der Literatur zur Selbstlokalisierung oft übersehen wird. Im Bereich der konkreten Einzeldinge wird in der analytischen Ontologie zwischen *Kontinuanten* und *Okkurrenten* unterschieden.<sup>23</sup> Kontinuanten sind persistierende aristotelische Substanzen, Okkurrenten sind Ereignisse, Prozesse und Zustände. Das Problem besteht in der kategorialen Heterogenität der Relata der Kausalbeziehung, die angeblich zwischen Personen und den wahrgenommenen Objekten bzw. den herbeigeführten Ereignissen besteht. Personen sind Kontinuanten, Wahrnehmungen und Handlungen sind Okkurrenten, die Objekte von Wahrnehmungen können beides sein. Wenn nun die Rede davon ist, dass wahrnehmende und handelnde Personen in kausalen Beziehungen zu anderen Objekten stehen, so ist dies strenggenommen nicht richtig. Kausale Beziehungen bestehen zwischen Okkurrenten, während persistierende Substanzen als solche nicht verursacht werden noch etwas verursachen können.<sup>24</sup> Das bedeutet, dass wahrnehmende und handelnde Perso-

<sup>21</sup> McDowell 1996, 104. Kritisiert wird hier das transzendentalphilosophische Gegenmodell des Subjekts als »ausdehnungsloser Punkt«, von dem in Wittgensteins *Tractatus* die Rede ist: »Das Ich des Solipsismus schrumpft zum ausdehnungslosen Punkt zusammen, und es bleibt die ihm koordinierte Realität« (*Tract.* 5.64).

<sup>22</sup> Evans 1982 163; ähnlich Strawson 1966, 102; Cassam 1997, 44 ff.; Puhl 1999, 165 ff.

<sup>23</sup> Die Terminologie geht auf W. E. Johnson zurück.

<sup>24</sup> Diese Auffassung ist natürlich umstritten. Zur Auseinandersetzung mit Theorien der Agenskausalität vgl. Keil 2000a, 319–383. Bei den Verfechtern agenskausaler Redeweisen lassen sich Leichtsinns- und Überzeugungstäter unterscheiden. Gegen die ersten hilft die Erinnerung an den elliptischen Charakter alltagsprachlicher Sätze wie »Die Wunde wurde durch ein Messer verursacht«. Auch

nen zwar zum Zwecke der Orientierung kausale Beziehungen zwischen Ereignissen ausbeuten, nicht hingegen selbst solche Beziehungen eingehen. Ihrer Natur nach können Personen nicht selbst Ursachen oder Wirkungen sein.

Kommen wir nun zu den räumlichen und zeitlichen Beziehungen. Nach Tugendhat wird unsere Selbstlokalisierung durch die gemeinsame Nutzung eines konventionellen Nullpunkts ermöglicht und diese durch das Bestehen invarianter Beziehungen zwischen wahrnehmbaren Gegenständen:

Ein im Unterschied zu dem wechselnden subjektiven Koordinatennullpunkt stabiler Koordinatennullpunkt im Raum wird [...] durch das kontingente Faktum ermöglicht, daß eine genügende Anzahl der uns umgebenden räumlichen Gegenstände in ihren räumlichen Relationen zueinander invariant bleiben und damit einen festen räumlichen Bezugsrahmen bilden, aus dem wir dann einen beliebigen Gegenstand – z.B. den Ort Greenwich – herausgreifen und uns auf ihn als Koordinatennullpunkt einigen können [...] Sowohl beim Raum wie bei der Zeit ist der Nullpunkt konventionell, außerdem ist seine gegenständliche Fixierung unsicher, was aber beides unproblematisch ist, weil das, was eigentlich festliegt, nicht der Punkt ist, sondern die Menge der zueinander invarianten räumlichen bzw. zeitlichen Gegenstände.<sup>25</sup>

Die invarianten räumlichen und zeitlichen Beziehungen zwischen Gegenständen, von denen Tugendhat spricht, sind nicht die kausalen und intentionalen Beziehungen, die wir wahrnehmend und handelnd zu äußeren Ereignissen herstellen oder ausbeuten. Es stellt sich die Frage, inwiefern meine Lokalisierung in Raum und Zeit dadurch ermöglicht werden soll, dass zwischen den restlichen Dingen bestimmte invariante Beziehungen bestehen. Um den egozentrischen Nullpunkt mit dem konventionellen abgleichen zu können, scheint es bestimmte Beziehungen zwischen den restlichen Dingen und *mir selbst* geben zu müssen. Tugendhat fügt hinzu, jeder müsse eben »seine eigene Stelle in dem objektiven raumzeitlichen Relationssystem« kennen.<sup>26</sup> Die Frage war aber gerade, wie man diese Position feststellt.

Es sind nun drei Arten von Beziehungen im Spiel: intentionale, kausale und raumzeitliche. Während Personen als Substanzen nicht im wörtlichen Sinne kausale Beziehungen eingehen können, stehen sie in intentionalen und auch in raumzeitlichen Beziehungen zu anderen Dingen, allerdings nicht in invarianten. Während sich der Abstand zwischen Brandenburger Tor und Alexanderplatz nicht

Nichtphilosophen gestehen auf Nachfrage zu, dass die bloße Existenz von Messern keine Wunden verursacht; das Substantiv »Messer« steht hier elliptisch oder metonymisch für eine *Bewegung* des Messers, also ein Ereignis. Die Überzeugungstäter sind schwerer zu überzeugen. Die größte und m.E. unüberwindliche theoretische Schwierigkeit der Agenskausalität besteht im *Datiertheitsproblem* (C. D. Broad): Wäre eine Ursache nicht ein Vorkommnis, sondern eine beherrschende Substanz, so wäre nicht erklärlich, warum die Wirkung zu einem bestimmten Zeitpunkt eintritt.

<sup>25</sup> Tugendhat 1976, 437, vgl. auch 462.

<sup>26</sup> Ebd., 437.

ändert, ändert sich mein Abstand zu beiden auf Schritt und Tritt. (Deshalb wird die Frage »Wo bin ich?« stets als elliptisch für »Wo bin ich jetzt?« verstanden.)

Nach Evans muss jeder von uns »think of the relations between himself and objects he can see and act upon of exactly the same kind as those he can see between pairs of objects he observes.«<sup>27</sup> Welche Beziehungen meint Evans? Beziehungen des Wahrnehmens und Handelns (»see and act«) bestehen zwischen den übrigen Gegenständen nicht. Und während viele Gegenstände in invarianten raumzeitlichen Beziehungen zueinander stehen, stehen Personen in variablen Beziehungen zu Gegenständen, insofern sie sich bewegen – was für ihre Orientierungsfähigkeit von entscheidender Bedeutung ist.

Ein Teil der genannten Schwierigkeiten löst sich durch die Einsicht, dass die reflexiven Redeweisen elliptisch sind. Wir sprechen zwar davon, dass Personen *sich selbst* raumzeitlich lokalisieren, meinen aber damit, dass sie *ihren jeweiligen Standort* feststellen. Dass Personen qua Kontinuanten überhaupt einen temporären Standort einnehmen, ist nicht leicht zu verstehen. Die Schwierigkeit besteht in unserer doppelten Buchführung. Einerseits sind wir als Personen in der Zeit ausgedehnt. Zum anderen erfahren wir uns als »in jedem Augenblick ganz vorhanden«, wie Substanzontologen sagen, scheinen uns also temporär mit etwas zu identifizieren, was für die Vierdimensionalisten nur die Zeitscheibe einer Person ist. So sehen wir den Satz »Ich bin jetzt hier« als wörtlich wahr an, verwenden aber das Wort »ich« angeblich bezugsgleich auch zu anderen Zeitpunkten. Diese Merkwürdigkeit lässt sich nicht allein dadurch erklären, dass »ich« ein Indikator ist. Auch die Indikatoren »hier« und »jetzt« benutzen wir zu verschiedenen Gelegenheiten, doch während »hier« und »jetzt« bei jeder Äußerungsgelegenheit einen neuen Bezug haben, wird dies von »ich« nicht angenommen. Dass das Wort »ich« im Munde eines und desselben Sprechers nicht jedes Mal seinen Bezug ändert, ist eben Ausdruck der substanzontologischen Auffassung, dass Personen in der Zeit persistieren und »zu jedem Zeitpunkt ganz anwesend« sind. Personen unterscheiden sich ontologisch von Orten und Zeiten, deshalb ist der durch die Trias *ich-jetzt-hier* bezeichnete Nullpunkt der Orientierung kategorial heterogen.

Zusammenfassend: Personen stehen jederzeit in räumlichen und zeitlichen Beziehungen zu anderen Dingen und Ereignissen, aber nicht in invarianten. Mit unseren Wahrnehmungen und Handlungen verhält es sich anders: Wenn ich ein Ereignis wahrnehme oder herbeiführe, gibt es etwas, was fortan in einer invarianten raumzeitlichen Beziehung zu diesem Ereignis steht, aber das bin nicht ich, sondern es ist das Wahrnehmungsereignis oder die von mir ausgeführte Körperbewegung. Nun tragen meine Wahrnehmungen und Handlungen aber nicht unmittelbar zur Bestimmung meines eigenen Standorts bei, sondern nur mittelbar. Zu vermitteln sind kausale, intentionale und raumzeitliche Relationen zwischen kate-

<sup>27</sup> Evans 1982, 163.

gorial heterogenen Relata. Diese Aufgabe führt auf transzendentalphilosophisches Terrain, denn es muss eine Synthesis- oder Integrationsleistung erbracht werden: Ich muss alle meine Wahrnehmungen und Handlungen, die als Ereignisse in Raum und Zeit verstreut sind, als meine begreifen können.

## 7. DIE ROLLE DES WAHRNEHMENS UND HANDELNS

Die von Tugendhat angeführten invarianten raumzeitlichen Beziehungen zwischen Gegenständen erlauben es mir nicht schon, meinen eigenen Standpunkt im Bezugssystem festzustellen. Um die erforderlichen Leistungen noch genauer in den Blick zu bekommen, müssen wir unser Augenmerk auf die *variablen* Beziehungen zwischen uns selbst und den Gegenständen richten. Hier kommt der dynamische Aspekt des Wahrnehmungs- und Handlungsvermögens ins Spiel. Unser Körper füllt nicht bloß ein Gebiet der Raumzeit aus, sondern wir können uns bewegen und verschiedene Standorte einnehmen. Kant nennt als körperliche Basis der »Unterscheidungen der Gegenden im Raume« unsere aufrechte Körperhaltung mit Blick nach vorn. Tatsächlich spielt unser Körper bei der Orientierung häufig eine dynamische Rolle, keine statische. Wenn ich mich durch den Raum bewege oder meine Körperhaltung verändere, wird beispielsweise der Gebrauch der Lagebezeichnungen »oben« und »unten« meist nicht durch meine Körperhaltung bestimmt, sondern durch meine Bewegungsrichtung.<sup>28</sup> Auch der sprachliche Befund, dass die Zukunft »vor« uns liegt und die Vergangenheit »hinter« uns, dürfte eher mit der Bewegungsrichtung beim Gehen zu tun haben als mit der Blickachse.<sup>29</sup> Nach Evans gilt: »Where there is no *possibility* of action and perception, ›here‹-thoughts cannot get a grip.«<sup>30</sup> Zum Beleg führt er an, dass die token-reflexive Verwendungsregel von »hier« (»der Ort, an dem ich gerade bin«) selbst von einem Gehirn im Tank verwendet werden könne. Für informative »hier«-Gedanken reiche sie also offenbar nicht aus. Puhl und Wyller betonen den Handlungsbezug noch stärker: »Die Achsen des egozentrischen Raums sind *Handlungsachsen*, der egozentrische Raum ist ein Bewegungsraum.«<sup>31</sup> »Meine ob-

<sup>28</sup> »It is not just that the field's perspective centres on where I am bodily [...]. Up and down are not simply related to my body; up is not just where my head is and down where my feet are. For I can be lying down, or bending over, or upside down; and in all these cases ›up‹ in my field is not the direction of my head. Nor are up and down defined by certain paradigm objects in the field, such as earth or sky [...]. Rather, up and down are related to how one would move and act in the field. For it is of course as a bodily agent functioning in a gravitational field that ›up‹ and ›down‹ have meaning for me.« (Taylor 1978/79, 154f.)

<sup>29</sup> Eine vollständige Erklärung der pragmatischen Basis von Zeitadverbialen hat noch andere, scheinbar widersprechende sprachliche Befunde einzubeziehen; vgl. dazu Lakoff/Johnson 1980, 41–45.

<sup>30</sup> Evans 1982, 153.

<sup>31</sup> Puhl 1999, 184.



jektive Position zu kennen würde [...] heißen, eine *kontinuierliche Sukzession von Perspektiven* zu kennen. [...] [F]ür uns Menschen [machen] Raum und Zeit ein Feld *systematisch aufeinander hinweisender, indexikalisch angegebener Handlungszielpunkte* aus.«<sup>32</sup>

Es liegt auf der Hand, dass Wahrnehmungs- und Handlungsvermögen bei der Selbstlokalisierung zusammenspielen. Dabei ist unter anderem erklärungsbedürftig, wie Körperbewegungen und wechselnde Wahrnehmungsinhalte miteinander verrechnet werden. Der Wahrnehmungspsychologe Gibson beschreibt in seiner »ökologischen« Theorie der visuellen Wahrnehmung, wie wechselnde Wahrnehmungsinhalte auf indirekte Weise Körperbewegungen repräsentieren. Als »visuelle Propriozeption« bezeichnet Gibson der Umstand, dass ein sich bewegendes Wahrnehmungssubjekt jenen Fluss von Informationen erhält, der

genau die Bewegung spezifiziert oder repräsentiert, die ihn erzeugt. Er liefert die Information, daß wir uns in eine bestimmte Richtung bewegen und daß die Umgebung ruht. [...] Gibsons Theorie macht jedenfalls plausibel, wie unsere visuelle, taktile und auditive Wahrnehmung uns *gleichzeitig* – und in diesem Sinne implizit – über unsere Bewegungen und die (relative) Unbewegtheit unserer Umgebung informiert, ohne daß dabei unser körperliches Selbst eigens repräsentiert wird.<sup>33</sup>

In Gibsons ökologischer Sicht ist das Wahrnehmungssubjekt nicht wie bei Wittgenstein »eine Grenze der Welt«, die selbst »nicht zur Welt [gehört]«<sup>34</sup>, sondern ein sich in der Körperwelt bewegender Organismus. Mein Körper steht in wechselnden zeitlichen und räumlichen Beziehungen zu anderen Gegenständen. Für die Selbstlokalisierung sind diese variablen Beziehungen ausbeutbar, weil ich mich wahrnehmend und handelnd auf Gegenstände beziehen und aus meinen wechselnden Wahrnehmungsinhalten Rückschlüsse auf meine eigene Position und Bewegung ziehen kann. – Die Details dieses Zusammenspiels aufzuklären ist nur noch zum kleineren Teil eine philosophische Aufgabe, zum größeren Teil eine für die Kognitionswissenschaften, in denen sich längst ein Forschungsgebiet »spatial cognition« etabliert hat.<sup>35</sup>

<sup>32</sup> Wyller 1995, 567f. Vgl. auch Wyller 2010, 87–113.

<sup>33</sup> Puhl 1999, 189; vgl. Gibson 1979. Vgl. auch Evans (1982, 162): »The subject must move continuously through space [...]; and the course of that movement must [...] determine, and hence be determinable on the basis of, the subject's perceptions.«

<sup>34</sup> Wittgenstein, *Tract.* 5.632. Vgl. ebd., 5.633: »[N]ichts *am Gesichtsfeld* läßt darauf schließen, daß es von einem Auge gesehen wird.«

<sup>35</sup> Zum Überblick vgl. Dolins/Mitchell (Hrsg.) (2010).

## 8. PERSPEKTIVENÜBERNAHME

Diese Skizze wäre grob unvollständig, wenn mit keinem Wort auf die *intersubjektiven* Bedingungen subjektiver Orientierungsleistungen eingegangen würde. Auch hier habe ich kaum Originelles beizutragen. Zu berücksichtigen sind hier gewisse Weiterungen unserer Wahrnehmungs- und Handlungsfähigkeit. Wir können nicht bloß unseren Standort wechseln, indem wir uns durch den Raum bewegen, wir können auch antizipieren, wie etwas von einem anderen Punkt aus aussähe. Wir können in Davidsons Sinn *triangulieren*: Wenn mehrere Personen sich ostensiv auf einen Gegenstand im gemeinsamen Wahrnehmungsfeld beziehen (»Gavagai!«), beschreiben ihre Zeigefinger verschiedene Richtungspfeile, die sich in einem Gegenstand treffen, nämlich im Kaninchen.<sup>36</sup> Sie führen ihre Wahrnehmungen und sprachlichen Reaktionen auf eine gemeinsame Quelle zurück und gewinnen so den Begriff einer objektiven Welt, die aus verschiedenen Perspektiven intersubjektiv zugänglich ist. Am Triangulationsverfahren sucht Davidson deutlich zu machen, dass subjektive, intersubjektive und objektive Erkenntnis miteinander verschränkt sind; keine der drei Erkenntnisformen kann einen Primat vor den anderen beanspruchen.<sup>37</sup>

Ausgebildet haben wir die Fähigkeit der Perspektivenübernahme – die Vorstellung, wie etwas von einem anderen Punkt aus aussähe – vermutlich dadurch, dass wir uns ab und zu tatsächlich hinbewegt haben. Nach Abschluss der kognitiven Entwicklung können wir andere Blickwinkel mental antizipieren, wobei die Fähigkeit der Perspektivenübernahme, wie von Piaget und seinen Schülern beschrieben, zuerst hinsichtlich der physischen, später hinsichtlich der sozialen und der moralischen Kognition ausgebildet wird.

Sprachlich zeigt sich unsere Fähigkeit der Perspektivenübernahme im Beherrschen des *Systems* der Indikatorwörter. Die Zeit-, Orts- und Personenindikatoren bilden jeweils Systeme korrelativ aufeinander bezogener Ausdrücke, wobei die Beherrschung eines dieser Ausdrücke die Kompetenz des Sprechers einschließt, den Ausdruck in Abhängigkeit von seinem jeweiligen Standort abzuwandeln. Ein einfaches System bilden die Ausdrücke »rechts« und »links«: Der vor den Rekruten stehende Kompanieführer muss den Befehl »Linksum!« geben, damit diese sich von ihm aus gesehen nach rechts wenden. Er könnte den Perspektivenwechsel

<sup>36</sup> »Not being bolted down, I am free to triangulate. Our sense of objectivity is the consequence of another sort of triangulation, one that requires two creatures. Each interacts with an object, but what gives each the concept of the way things are objectively is the base line formed between the creatures by language.« (Davidson 1982, 327)

<sup>37</sup> Vgl. Davidson 1991.

auch den Rekruten abverlangen, aber die Konvention ist nun einmal so; schließlich sollen Rekruten gehorchen lernen, nicht grübeln.<sup>38</sup>

Überdeutlich ist der systemische Charakter der Indikatoren bei den Personalpronomen. Es gehört, so Tugendhat, »von vornherein und allgemein zur Verwendungsweise von ›ich‹ [...], daß der, der es verwendet, es so verwendet, daß er weiß, daß ein anderer seine Rede so aufnehmen kann, daß er auf dieselbe Person, auf die er mit ›ich‹ bezugnimmt, mit ›er‹ bezugnimmt.«<sup>39</sup> Für die Orts- und Zeitindikatoren gilt Entsprechendes. »Hier« und »dort« sowie »heute«, »morgen« und »gestern« sind jeweils korrelativ aufeinander bezogen.<sup>40</sup> Als kompetenter Äußerer des Satzes »Ich bin jetzt hier« weiß ich, dass ein anderer, der morgen dieselbe Wahrheit ausdrücken wollte, sagen müsste »Er war gestern dort«. Der entscheidende Punkt ist, dass für den kompetenten Sprecher das Deklinieren keine Zusatzkompetenz mehr darstellt. Die Beherrschung der Verwendungsregel für einen Indikator schließt die Beherrschung seiner Korrelate von vornherein ein, da die »Regel, dass die Demonstrativausdrücke bei entsprechendem Situationswechsel durch andere deiktische Ausdrücke zu ersetzen sind, zur *Bedeutung* der Demonstrativausdrücke selbst gehört.«<sup>41</sup>

Unsere Orientierungsfähigkeit beruht auf einem komplexen Zusammenspiel von Fähigkeiten, und die kognitive Fähigkeit der Perspektivenübernahme spiegelt sich in der sprachlichen Fähigkeit wider, die Indikatoren situationsgemäß zu deklinieren. Evolutionär dürfte unsere *praktische* Fähigkeit, uns durch den Raum zu bewegen, entscheidend zur Ausbildung der *kognitiven* Fähigkeit der Perspektivenübernahme und der *sprachlichen* Fähigkeit des Deklinierens der Indikatoren beigetragen haben. Wären wir am Boden festgewachsen wie die Pflanzen, enthielte unsere Sprache vermutlich nicht einmal die Ressourcen, um »Ich bin jetzt hier« zu sagen, da die Systeme der Indikatoren nicht evolviert wären. Eine Perspektive, die nicht gewechselt werden kann, verdient ihren Namen nicht und wird weder sprachlich noch kognitiv repräsentiert. Zur Darstellung einer aus Sinnesdaten bestehenden Welt würden subjektlose Protokollsätze ausreichen.

Der systemische Charakter der Indikatoren gewährleistet deren intersubjektive Verwendbarkeit. Die erfolgreiche Praxis der Selbst- und Fremdklassifizierung erfordert nicht das Verfügen über irgendeinen Fixpunkt, auf den sich alle beziehen können, sondern beruht auf dem System der Relationen der Dinge, Ereignisse und Personen, welches für alle dasselbe ist, auch wenn jeder eine andere Stelle in ihm einnimmt. In der Deklinierbarkeit spiegelt sich dieses Gefüge von Relationen wider. Mit dem Satz »Ich bin jetzt hier« kann man nie etwas Falsches sagen, doch

<sup>38</sup> Die kognitive Linguistik hat herausgefunden, dass die Fähigkeit zum dezentrierten Gebrauch von »rechts« und »links« in der Regel erst im elften bis zwölften Lebensjahr ausgebildet wird.

<sup>39</sup> Tugendhat 1979, 84.

<sup>40</sup> »Today is the tomorrow you worried about yesterday.« (Graffito)

<sup>41</sup> Tugendhat 1976, 433.

dieser Umstand zeigt keinen archimedischen Punkt und kein infallibles Wissen an. Der egozentrische Nullpunkt der Orientierung ist nur in einem höherstufigen Sinn ein archimedischer: Die Quasi-Analytizität von »Ich bin jetzt hier« spiegelt den Umstand wider, dass jeder Punkt ein *potentieller* Nullpunkt der Orientierung ist, der zu einem aktuellen Nullpunkt wird, wenn ich ihn einnehme. Als indexikalisch bezeichneter ist mein eigener Standort zum einen unveräußerlich individuell, zum anderen ist er von vornherein ein Punkt innerhalb desselben raumzeitlichen und personalen Rahmens, in dem auch die anderen Dinge, Ereignisse und Sprecher ihren Ort haben. Jede »dort«-Stelle ist für mich eine potentielle »hier«-Stelle; für jemanden, der sich jetzt schon dort befindet, verhält es sich umgekehrt. Weil wir das beide wissen, müssen wir uns nicht mehr hinbequemen. Als kompetente Hersteller indexikalischer Weltbezüge sind wir *geistig* beweglich und dadurch zur Perspektivenübernahme fähig, auch wenn wir körperlich so wenig aus unserer Haut können wie die anderen Tiere.

## REFERENCES

- Cassam, Quassim (1997), *Self and World*, Oxford.
- Davidson, Donald (1982), »Rational Animals«, *Dialectica* 36, 317–327.
- (1991), »Three Varieties of Knowledge«, in: ders., *Subjective, Intersubjective, Objective*, Oxford 2001, 205–220.
- Dolins, Francine L. und Mitchell, Robert W. (Hrsg.) (2010), *Spatial Cognition, Spatial Perception: Mapping the Self and Space*, Cambridge (CUP).
- Evans, Gareth (1982), *The Varieties of Reference*, ed. by John McDowell, Oxford/New York.
- Gibson, James J. (1979), *The Ecological Approach to Visual Perception*, Hillsdale, N. J.
- Husserl, Edmund (1952), *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, 2. Buch, Haag.
- Kant, Immanuel (1768), *Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume*, Weischedel-Werkausgabe, Frankfurt am Main 1968, Bd. II, 991–1000.
- (1770), *De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis*, Weischedel-Werkausgabe, Frankfurt am Main 1968, Bd. V, 7–107.
- (K<sub>r</sub>V), *Kritik der reinen Vernunft*, Weischedel-Werkausgabe, Frankfurt am Main 1968, Bd. III und IV.
- Keil, Geert (2000a), *Handeln und Verursachen*, Frankfurt am Main 2000.
- (2000b), »Indexikalität und Infallibilität«, in: Audun Øfsti, Peter Ulrich und Truls Wyller (Hrsg.), *Indexicality and Idealism*, Paderborn, 25–52.
- (2002), »Der Nullpunkt der Orientierung«, in: Audun Øfsti, Peter Ulrich und Truls Wyller (Hrsg.), *Indexicality and Idealism II*, Paderborn, 9–29.
- Lakoff, George and Johnson, Mark (1980), *Metaphors We Live By*, Chicago/London.
- McDowell, John (1996), *Mind and World*, Cambridge, Mass.
- Perry, John (1998), »Myself and I«, in: Marcelo Stamm (Hrsg.), *Philosophie in synthetischer Absicht – Synthesis in Mind*, Stuttgart, 83–103.

- Puhl, Klaus (1999), *Subjekt und Körper. Untersuchungen zur Subjektkritik bei Wittgenstein und zur Theorie der Subjektivität*, Paderborn.
- Quine, Willard V. O. (1960), *Word and Object*, Cambridge, Mass.
- Russell, Bertrand (1948), *Human Knowledge. Its Scope and Limits*, London.
- Strawson, Peter F. (1959/72), *Einzelnding und logisches Subjekt*, Stuttgart.
- (1966), *The Bounds of Sense*, London/New York.
- Taylor, Charles 1978/79, »The Validity of Transcendental Arguments«, *Proceedings of the Aristotelian Society* 79, 151–165.
- Tugendhat, Ernst (1976), *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt am Main.
- (1979), *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen*, Frankfurt am Main.
- Wittgenstein, Ludwig (*Tract.*), *Tractatus logico-philosophicus, Schriften* Bd. 1, Frankfurt am Main 1960.
- (*ÜG*), *Über Gewißheit*, Frankfurt am Main 1970.
- Wyller, Truls (1994), *Indexikalische Gedanken. Über den Gegenstandsbezug in der raumzeitlichen Erkenntnis*, Freiburg/München.
- (1995), »Indexikalität und empirische Objektivität«, *Zeitschrift für philosophische Forschung* 49, 553–570.
  - (2010), *The Size of Things. An Essay on Space and Time*, Paderborn.